Das Kirchlein von Einigen

Autor(en): **E.F.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 42

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-641588

Nutzungsbedingungen

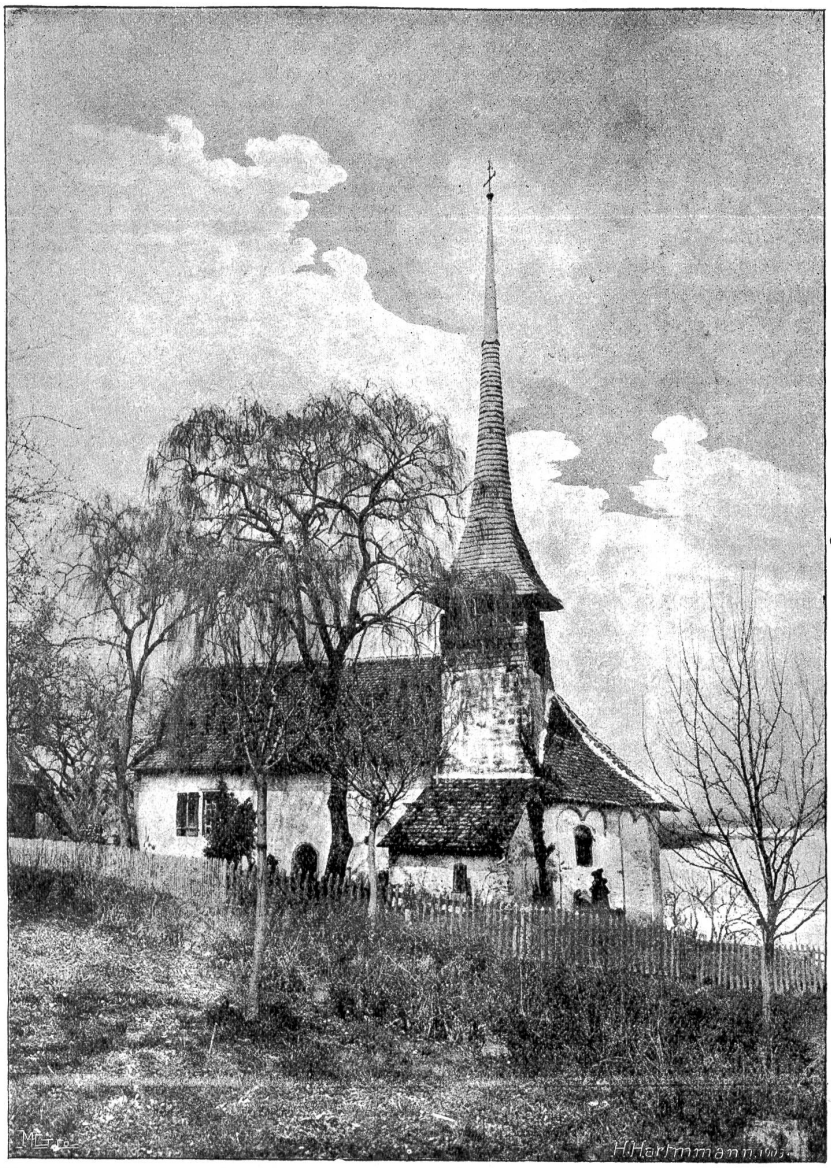
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

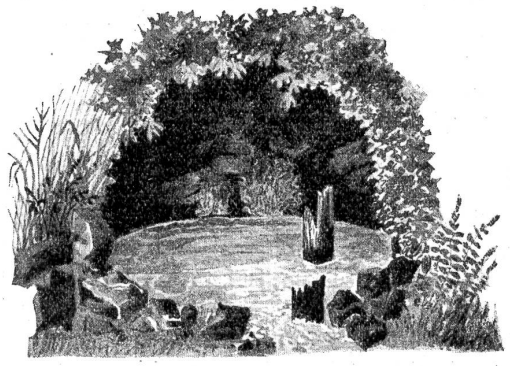


Das Kirchlein von Einigen.

zukämpfen, sondern gab mich ihr rückhaltlos hin. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und erschien nur bei Tische. Hier nahm ich nicht an der Unterhaltung teil. Ich mied Herrn von P . . . ., denn ich hatte den festen Entschluß gefaßt, mich von ihm zu trennen. Das Glück, welches ich im Schoße meiner ewigen Finsternis als flüchtigen Schatten erhaschen zu können meinte, war enteilt, indem es mir als Preis meines Stolzes nur einen Ruf der Verhöhnung zuwarf. (Fortsetzung folgt.)

Das Kirchlein von Einigen.

Von wo aus wir es betrachten, bietet uns das uralte Kirchlein von Einigen ein liebliches Bild; seine schlichte Schönheit im Umfried des blauen Thunersees und seines lachenden Ufers wirkt anziehend auf jeden Beschauer, der wohl fragend den nadelspitzen Turmhelm des kleinen romanischen Kirchenbaues anschaut mit dem Gedanken: „Erzähle mir etwas von deinem Herkommen und deiner Geschichte, sie gehören gewiß ins Märchenreich.“ Und dem ist so. Unzählige Sagen spinnen sich um das verträumte Gotteshaus; seiner Geschichte jedoch liegt nur eine Fabelchronik zugrunde, die das Kirchlein von Einigen als die Mutterkirche der oberländischen Gotteshäuser bezeichnet. Nach dem Einiger Kirchherrn Eulogius Kiburger († 1506) ist diese Kirche im Jahre 223 von Arnold von Strättligen gestiftet worden und 993 durch Rudolf II. von Neuburgund zur Mutterkirche von 12 Töchterkirchen erhoben worden. Wiederum wird dann von der Sage der vielbesungenen Königin Bertha allein die Gründung der dreizehn Gotteshäuser zugeschrieben. In H. Hartmann's „Berner Oberland in Sage und Geschichte“ finden wir eine hübsche Legende darüber, wie die Kirche im Paradies, d. h. die Kirche in Einigen, gebaut ward. Hier wird nach der „Strättliger Chronik“ erzählt, Herr Arnold von Strättligen, der wohlbedachte, wie der Erzengel St. Michael ihm und den Seinen je und je geholfen, nahm sich vor, dem Heiligen eine eigene Kirche zu bauen. Er holte dazu den Rat weiser Leute. Und sie wählten eine Matte am Wendelsee, genannt „unter dem Ziel“. Viele Werkleute gruben dort einen ganzen Tag das Fundament für den heiligen Bau. Als sie aber am folgenden Morgen wieder an die Baustatt kamen, fanden sie, daß das, was am Tage zuvor ausgeworfen worden war, wieder glatt und eben war, als ob keine Hand tätig gewesen. Da erschien ihnen, als sie darüber ratlos standen, der heilige Michael, zeigte ihnen einen Platz und Garten, wo die Kirche gebaut werden sollte. Man nannte denselben zum Paradiese. In dem Garten war ein Brunnen; auf den zeigte Sankt Michael und sprach: „Ich will das Wasser bewegen, wie es vor alten Zeiten von den Engeln geschehen ist. Hier soll man finden Gesundheit des Leibes und der Seele.“ Darauf verschwand der Heilige. Wer sich von dieser Zeit an in dem Quell, der Juckibrünnlein genannt ward, badete, wurde von allen leiblichen Gebrästen geheilt. Noch unsere Großväter haben sich in ihren Kleidern in diese heilige Flut gesetzt, um das Wunder an sich wirken zu lassen. Seit aber Menschenhand im Jahre 1714 den Kanderlauf in den Thunersee geleitet hat, ist dieser Brunnen versiegt. Herr



Das Juckibrünnlein im Paradis bei Einigen.

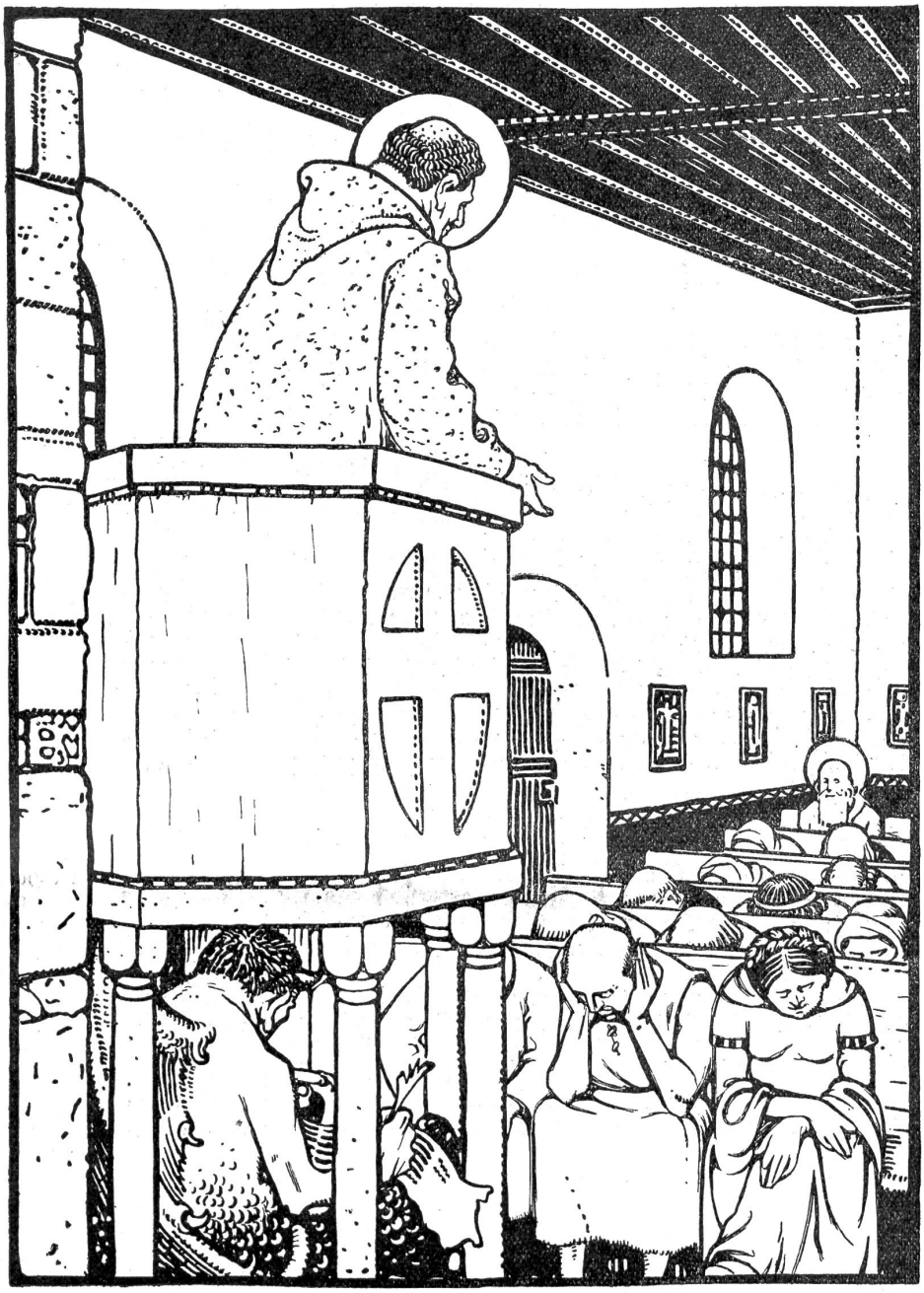
Arnold von Strättligen aber ging hin und erkaufte das Land im Paradies von einer ehrbaren Matrone mit Namen

Margret Vischerin um vierzig Pfund Pfennige. Darnach schickte er Boten ins Land, um beizuschaffen, was nötig war, um die Kirche zu bauen. Er ließ auch eine Glocke in den Turm setzen, Altäre errichten, einen dem St. Michael und einen andern der Jungfrau Maria. Hernach, als die Werkleute Turm und First aufgerichtet, sandte er abermals Boten aus, nämlich zum Bischof von Lausanne, ihn zu bitten, der Kirche Weihe zu vollziehen. Und als dieser kam, ward er gar herrlich empfangen. Bald begann er andächtiglich die Weihe der Altäre, des Kirchhofs und des heiligen Brunnens. Da erschien ihnen der heilige Michael zum andern Mal und segnete sie, und es hörte das Volk einen Lobgesang, der nie zuvor war gehört worden. Darauf zogen alle Anwesenden in Prozession zu der Burg Strättligen, holten das Heiligtum und brachten es zur Kirche. Da versiegelte der Bischof alle Freiheiten der Kirchen mit eigenem Insiegel, gab dem vielgenannten Herrn Arnold seinen Segen, nahm Urlaub und schied von dannen.

Viele Sagen über kleinere Ereignisse, die sich auf das Kirchlein in Einigen beziehen, sind noch heute im Volksmund geläufig. Anmutig ist die Erzählung vom heiligen Beatus, der mit seinem von Engeln gewirkten Zaubermantel einem schwimmenden Schwane gleich über den See fährt, um den Leuten im Uechtland, am andern Ufer des Thunersees, einen Besuch zu machen, und sehr gelungen die Sage vom Teufel unter der Kanzel.

Am heiligen Osterfest zur Nachmittagspredigt war das Kirchlein von Einigen schon dicht gefüllt, als Beatus ankam und St. Justus den Gottesdienst bereits begonnen hatte. Mit Betrübnis wurde Beatus, der, um nicht zu stören, sich bescheiden hinten auf die letzte Bank gesetzt hatte, gewahr, daß die Predigtbesucher allgemach zu schlafen anfingen, als es im dichtgedrängten Kirchlein gar zu schwül wurde. Vollends mit Entsetzen erfüllte es ihn, als er den leidigen Satan selber in der Kirche anwesend sah. In J. R. Wyß, „Legenden", heißt es:

Vorn unter der Kanzel sitzt er,
Schielt im Volke rings umher,
Hält ein Bocksfell ausgespannt,
Eine Feder in der Hand,
Und verzeichnet all zu Hauf
In ein lang Register auf,
Was da schlummert, was da träumt
Und der Seele Heil versäumt;
Denkt, daß er am jüngsten Tag
Sammethaft sie fischen mag,
Wenn er schwarz auf weiß es hätt',
Wer zur Predigt schlafen tät.



Der Teufel unter der Kanzel im Kirchlein zu Einigen.

Ich erinnere mich, daß dieser Spruch meinen Gespielen und mir in der Kinderzeit, gleich oder ähnlich, geläufig war und in der Gegend von Thun beim Märchenerzählen oft aufgesagt wurde. Beatus war in verzweifelter Lage und hätte gern die Schläfer aufgeweckt, damit sie nicht in des Teufels Gewalt verfallen, wenn sie das Amen überhörten. Aber er durfte den Gottesdienst nicht stören. Schon hatte der Teufel die Bockshaut vollgeschrieben, aber nicht alle Namen der Schläfer hatten darauf Platz. Der Satan suchte sie nun auszudehnen, faßte sie mit den Zähnen auf der einen Seite und mit den Klauen auf der andern und zerrte. Plötzlich zerriß die Haut, „daß des Teufels Kopf im Flug polternd an die Kanzel schlug". Laut dröhnte es durch die Kirche und Beatus mußte über das Mißgeschick des „dummen Teufels" hell auflachen, so daß über diesen Lärm alle Schläfer erwachten, bevor der Prediger Justus das Amen sprach. Sie waren also dem Strick des Bösewichts glücklich entronnen.

Das Innere des Kirchleins ist heute ziemlich schmucklos. Vieles Interesse beanspruchen jedoch die wertvollen Wappenscheiben. Ein Heraldiker schreibt hierüber: Im hintern Fenster der Südseite der Kirche bemerken wir eine unscheinbare Allianzscheibe des Franz Ludwig von Erlach und der Salome Steiger von 1608. Das Chor enthält den mit dem Bubenbergwappen verzierten spätgotischen Taufstein und drei wertvolle Glasgemälde. Die Seitenfenster enthalten zwei vorzügliche Wappenscheiben des Söldnerführers Ludwig von Erlach (1470—1522). Sein Wappen ist begleitet von dem seiner Gattin, Barbara Schmied von Uri. Als Schildhalter figurieren links St. Jakob und rechts St. Beatus. Im Mittelfenster ist dann die berühmte, kulturhistorisch wichtige Miniaturscheibe des Mathys Walther von 1563 eingelassen, die in acht figurenreichen Abteilungen das Unser-Vater mit seinen Bitten darstellt — unter den vielen über das Gebet des Herrn gehaltenen Predigten sicherlich nicht eine der geringsten.

Seit 1761 ist die Pfarrei von Einigen aufgehoben und der Kirchgemeinde Spiez einverleibt, deren Pfarrer hier alle 14 Tage Filialgottesdienst hält. Das milde geschützte Dörflein Einigen, das bis vor kurzem ein stilles, auf alter Größe oder Kleinheit beharrendes Träumerdasein fristete, hat nun in den letzten Jahren einigen Aufschwung in seiner baulichen Entwicklung genommen. Am Seeufer gegen Spiez zu hat sich vor drei Jahren auch ein begüterter Berner mit einer Villa und einem Schiffhaus angebaut, und nicht weit von dieser Niederlassung steht als ein „anderer Zeuge einer vergangenen Zeit" das alte Tramhäuschen vom Bubenbergplatz in Bern, das hieher transportiert und als Sommerhaus aufgerichtet und umgebaut wurde. Einigen ist mit dem Anschluß an den Eisenbahnverkehr durch seine Haltestelle an der Lötschbergbahn aus seiner Ruhe etwas aufgerüttelt worden, und daß seinem vordem retardierenden Ortsleben eine andere Stunde schlägt, verkünden die Baggerkrane und Silos der neuen „Kander-Kies- und Sand-Industrie" am nahen Kanderdelta. Seeaufwärts gegen Spiez hat es eine weitere verdienstbringende Nachbarschaft, das große Kanderwerk.

Wer den lohnenden Spaziergang von Einigen nach Spiez unternimmt, erblickt im sogenannten Ghei ein seltsames Steinhaus, das „Heidenhaus", wo nach der Ueberlieferung ein Bruderhaus bestanden haben soll, dessen Insassen für die armen Seelen, die im nahen Höllenhaus ihr Wesen trieben, beten sollten. E. F. B.

(Klischees aus Hartmann „Berner Oberland in Sage und Geschichte".)

„Volksfreunde".

Beinahe hätten wir in Bern eine Theatersensation erlebt. Eduard Behrens Schauspiel „Volksfreunde" hätte eines werden können, wenn ihm nicht das gemeine Pech widerfahren wäre, daß seine Uraufführung an den Schluß einer Spielsaison gesetzt wurde und daß die Neuaufführung am Anfang der neuen Saison in eine Zeit fiel, da weltumstürzende Ereignisse die Interessen des intellektuellen Publikums völlig absorbierten. Gewiß, wenn es normal zugegangen wäre, müßte dem Berner Theaterpublikum die Tatsache aufgefallen sein, daß einem Schweizer Schriftsteller, zumal einem Berner, der Sprung auf die große Bühne so wohl gelungen ist. Der Verwunderung müßte es lauter, als es geschehen ist, darüber Ausdruck geben, daß ein Sohn der Berge sich so sicher bewegt in der Welt der Großstadt, der Hochfinanz, der kapitalistischen Korruption. „Woher kommt diesem solche Weisheit?" hätte es erstaunt fragen müssen.

Nun, die Frage wirklich stellen und sie beantworten, ist Pflicht dem Landsmann gegenüber. Behrens ist ein Berner; genauer: ein Bieler, und das sagt bekanntlich mehr. Der Fall Behrens erklärt sich aus der kosmopolitischen Sehnsucht der Bieler. Er präzisiert sich wie folgt: „Geboren 1884 in Biel, Gymnasium in Bern, dann einige verunglückte Semester in Bern, Lausanne und Basel, dann bis zum Kriegsausbruch als freier Journalist abwechselnd in London, Paris, Rom, Sizilien, Konstantinopel, Kleinasien und Berlin."

Diese biographischen Stichwörter mögen berechtigte Neugier befriedigen. Bleibt die Merkwürdigkeit und Seltenheit übrig, daß ein Schweizer ein soziales Drama dichtet und zwar eines, das das Problem im Zentrum, nicht bloß an der Peripherie anpackt.

In der Tat ist das unheilvolle Zusammenwirken von Hochfinanz und Presse das Krebsübel unserer Gegenwartskultur. Wir wissen das aus diesen Kriegszeiten. Wir wissen, daß Krupp (nicht Klipp!) für einen kriegshetzerischen Artikel im „Figaro", der die deutsche Rüstung fördern sollte, Hunderttausende zahlte, daß Krupp und Konsorten (um nur das eine Beispiel zu nennen, die andern mögen sich auf der Gegenseite finden) ganze Zeitungsunternehmen aufkauft, um sie der Rüstungsindustrie dienstbar zu machen, daß die Regierungen der kriegführenden Mächte Millionen Unterstützungsgelder für die einheimische, neutrale und — feindliche Presse fließen lassen. Wir wissen aus der täglichen Beobachtung, daß Gesinnung, öffentliche Wohltätigkeit, Politik zur Geschäftsangelegenheit gemacht werden. Behrens sagt uns nichts Neues, wenn er schildert, wie das industrielle Unternehmertum das Volk verproletarisiert, den Bauer von der Scholle und in die Fabrik treibt und ihm die Heimatwurzel abgräbt. Einverstanden sind wir mit seiner These: Volk — die natürlich gegliederte Gemeinschaft freier, sich selbst verantwortlicher Menschen. Pöbel — die uniforme, allen Schlagworten und Demagogen preisgegebene Masse und Fabrik- und Großstadtsklaven. Der kapitalistische Staat, der diese negative Entwicklung unterstützt, — ein Volksfeind. Darum: Zurück zur Scholle, zur organischen Gliederung des Volkes!

Behrens Tat liegt nicht darin, daß er diese Dinge sagt; das liest man heute in hundert Zeitungsartikeln und Dutzenden von Büchern. Nein, seine Tat besteht darin, daß er diese Wahrheiten künstlerisch gestaltet, daß er die Welt, in der König Mammon das Szepter schwingt, vor uns lebendig erstehen läßt. Sie ist Leben geworden in seinem Geh. Kommerzienrat Klipp, in Verlagsdirektor Dr. Boll, in dem Warenhausdirektor Goldstein, dem Redaktor Flach, dem Pastor Dietmann, dem Literaten Pilz usw. Aber auch in ihren Gegenspielern in den Redaktoren Dieter und Burger, im Setzer Wepf und dem Bauern Jost.

Mit kraftvoller Sicherheit zeichnet Behrens die Charaktere: Klipp ist der Finanzmann in Reinkultur: kühl bis ans Herz hinan, rücksichtslos, gewalttätig, skrupellos durch und durch. Er sitzt in seinem eleganten Kontor wie eine Spinne in ihrem Netz: die personifizierte Macht- und Geldgier. In seiner Hand laufen alle Fäden der Gesellschaft und des Staates zusammen — das Telephon, das alle zwei Minuten anläutet, spielt im Stück geradezu eine symbolisierende Rolle. Er leitet die Geschichte von Unzähligen, ja eines ganzen Volkes mit souveränem Zynismus. Er hält alles in der Hand: die Regierung, die Kirche, die Politik und namentlich die Presse. Und hier nun setzt Behrens die Sonde unerbittlich an; das ganze soziale Krebsgeschwür des kapitalistischen Inseraten- und Bestechungsunwesens, das auch vor der sozialistischen Presse nicht Halt macht, wird schonungslos an den Tag gekehrt. Behrens läßt uns da einen ausgiebigen Blick hinter die Kulissen tun. Wir sehen in das Verlagsbureau einer großen Tageszeitung mit seinem Kommen und Gehen, seinen Intrigen und Machinationen. Hier sitzt Dr. Boll, der Verlagsdirektor des „Volksfreund", der Urtyp des erfolgreichen Verlegers und Geschäftsmannes, der charakter- und gesinnungslose Knecht des Geldes, der sich ungeniert zu jener Doppelmoral bekennt, der die private